



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Schulreform. Im letzten Studienjahre 1888—1889 haben auf den preussischen Universitäten 874 Doktorpromotionen stattgefunden; unter diesen gehören 6 der theologischen, 54 der juristischen, 426 der medizinischen, 383 der philosophischen Fakultät an. Auffallend ist hierbei die niedrige Zahl der juristischen und die hohe Zahl der philosophischen Promotionen. Es scheint gegenwärtig geradezu eine Notwendigkeit für jeden akademisch gebildeten Lehrer geworden zu sein, sich den Doktorgrad zu erwerben, eine Notwendigkeit, die aber in gewisser Hinsicht sehr bedauerlich ist. Denn die zwei oder drei Semester, die von den Philologen auf die Ausarbeitung der Dissertation und auf die Vorbereitung zum Rigorosum verwendet werden müssen, könnten sie zweckmäßiger und vorteilhafter zur praktischen Vorbereitung für ihren Lehrberuf ausnützen. Man täuscht sich auch, wenn man glaubt, daß die meisten Philologen aus Liebe zur wissenschaftlichen Forschung ihre Dissertationen schrieben; die Wissenschaft ist hierbei oft gar nicht Zweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck, d. h. zur Erlangung eines anständigen Titels. Die geistige Arbeitskraft aber für solche Zwecke zu verwerten, ist ein heillosen Unfug, gegen den von Seiten der Regierung unbedingt eingeschritten werden mußte. Die Regierung sollte den Philologen, welche die Oberlehrerprüfung bestanden haben, auch thatsächlich den Titel „Oberlehrer“ verleihen; es würde dann sofort die fieberhafte Jagd nach dem Dokortitel aufhören und der Wissenschaft das traurige Schauspiel mit otherausgequälten und geistlosen Arbeiten erspart bleiben.

Der Jurist besteht seine erste Prüfung und wird zum „Referendar“ ernannt; er macht sein Staatsexamen und wird zum „Assessor“ ernannt; der Philologe dagegen, der seine Oberlehrerprüfung bestanden hat, darf sich noch lange nicht — selbst nach seiner festen Anstellung — „Oberlehrer“ nennen; ja es giebt akademisch gebildete Lehrer, die trotz ihres Oberlehrerzeugnisses zeitlebens „ordentliche Lehrer“ bleiben, die also von den Philologen mit einem einfachen „Lehrerzeugnis“ gar nicht unterschieden werden; das ist eine thatsächliche Ungerechtigkeit. Man mag über die Titelfrage denken, wie man will; wenn aber vom akademisch gebildeten Lehrer verlangt wird, daß er sich nicht in banausischer Einseitigkeit von aller Welt abschließe, sondern mitten im praktischen Leben bleibe und zu seinem und der Schule Vorteil an dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der Gegenwart teilnehme, zu dem er die Jugend erziehen soll, so muß ihm der Staat auch äußerlich dieselben Auszeichnungen zukommen lassen, wie den andern höhern Beamtenklassen, d. h. die Ernennungen und Beförderungen der Philologen dürfen nicht vom bloßen Zufall abhängen, sondern müssen nach bestimmten Grundsätzen geordnet und nach persönlichen Verdiensten vorgenommen werden.

Derartige Forderungen und Wünsche sind vom Abgeordnetenhaus immer mit lächelnder Miene abgelehnt worden, weil die meisten Abgeordneten sich den akademisch gebildeten Lehrer nur in der ziemlich zweifelhaften und unbedeutenden Rolle eines Hauslehrers vorstellen können und nicht wissen, daß sich in den letzten dreißig Jahren aus den akademisch gebildeten Lehrern im Staate ein Stand gebildet hat, der aus verschiedenen Gründen eine sehr ernsthafte Berücksichtigung verdient.

Es ist z. B. eine unerhörte Willkür, wenn Lehrer zu Titular-Professoren ernannt werden, die auf diesen Titel weder durch ihre pädagogischen noch durch ihre wissenschaftlichen Leistungen den geringsten Anspruch erheben dürften, die diese Auszeichnung lediglich deshalb erhalten, weil sie durch irgendwelche Zufälligkeiten in die betreffenden Stellen hineinrücken. Das ist nicht konsequent. Entweder verleihe man den akademisch gebildeten Lehrern überhaupt keine Titel, oder aber, wenn es doch geschieht, so lasse man diese Auszeichnung nicht von dem blinden Zufall abhängen, der ihr allen Wert nimmt, sondern von den persönlichen Leistungen des Lehrers. Es ist eine traurige Tatsache, daß in keinem Berufe die persönliche Tüchtigkeit weniger belohnt wird als im Lehrerberufe. Der gediegenste Lehrer kann, wie es in kleinen Städten oft vorkommt, zwanzig Jahre lang mit einem Gehalte von 700 Thalern wie in einer Sackgasse feststehen, ohne daß sich eine Behörde um ihn kümmert. Oft hängt die ganze Laufbahn eines akademisch gebildeten Lehrers von Gebatter Schneider und Handschuhmacher ab, in deren Händen ein wissenschaftliches Prüfungszeugnis geradezu den Charakter eines Steckbriefes annimmt. Was soll man aber dazu sagen, daß jüngst einem Rektoratsbewerber in Ostpreußen von seiner Behörde das Zeugnis ausgestellt worden ist, daß „er keine öffentlichen Gasthäuser besuche, von geistigen Getränken kein Freund sei, in Privatzirkeln aber sehr anregend wirke und eine Gesellschaft sehr angenehm unterhalten könne.“ (!)

Diese ungesunden Verhältnisse haben denn auch im höhern Lehrerstande nachgerade eine tiefgehende Unzufriedenheit und stetig wachsende Verstimmung hervorgerufen, die allerdings wohl mancher leitenden Persönlichkeit verborgen bleiben mag. Die Lehrer sind infolge der unzähligen Vorschriften, Bestimmungen und Lehrpläne zum größten Teile Schablonenmenschen geworden, Bureaubeamte, die ihre Stunden in der Schule mit mehr oder weniger mürrischer Laune zum Schrecken unsrer Jugend in ganz „objektiver Methode“ absetzen, d. h. so langweilig wie möglich. Wozu auch die Aufregung? Wie soll eine Berufsthätigkeit, die nicht einmal den kargen Unterhalt für eine kleine Familie gewährt, dem Lehrer auf die Dauer noch ein sicheres Interesse abgewinnen? Man rede doch nicht immer am grünen Tische von Idealismus; vor materiellen Sorgen flieht jeder Idealismus und jede Berufsthätigkeit, ja ein Lehrer, der seine Existenz notgedrungen nur und allein durch die Jagd nach Pensionären und Privatstunden gesichert sieht, kann beim besten Willen kein Erzieher zu hohen Lebensidealen sein oder gar der Jugend als edles Vorbild dienen.

Unsre ganze Schulreform ist daher, was der Minister Götler auch anerkannt hat, nur möglich, wenn ihr eine gründliche Lehrerreform vorausgeht, eine Reform nicht allein in der Ausbildung, sondern in der ganzen Thätigkeit und Laufbahn der Lehrer. Denn die Laufbahn eines begabten Lehrers darf im geordneten Staate nicht mehr vom blinden Zufall abhängen; der pädagogischen und wissenschaftlichen Begabung muß ein weiteres Feld eröffnet und jedem Lehrer die Erreichung eines bestimmten Gehalts gesichert werden, mit dem er ohne niederziehende Nebeneinnahme ein seiner Bildung und Stellung angemessenes Leben führen kann. So lange wir nicht aus unserm mürrischen und verdrossenen Schulmeister einen lebensfrischen und arbeitsfreudigen Jugenderzieher machen, so lange ist jede Schulreform ein nutzloses Experiment; denn bei aller Erziehung kommt es im Grunde nicht auf die Form an, in die man unsre Jugend hineinarbeitet, sondern auf den Geist, von dem sie durchdrungen und erfüllt wird, und den der Lehrer der Jugend übermittelt.

Man gebe, außer den erwähnten Forderungen, allen Lehrern, die das Oberlehrerzeugnis besitzen und angestellt sind, den Titel „Oberlehrer,“ wenn man durchaus an dieser seltsamen Wortbildung festhalten will. Der Doktorgrad oder Professortitel sollte aber nur als besondere Auszeichnung den Lehrern verliehen werden, die neben ihrer pädagogischen Tüchtigkeit wirklich hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft aufzuweisen haben.

Immer wieder. Es ist drollig, jedesmal wenn eine neue Zeitschrift litterarischer oder schüngeistiger Art erscheint — und fast jeden Monat fällt so ein Apfel vom Baume des Lebens —, so wiederholt sich das gleiche Schauspiel, das uns auch an andrer Stelle ein gewisses anheimelndes Behagen verschafft. Mein Barbier und mein Tapezier, beide brave Männer, die es mit ihrer Tagesarbeit ernst nehmen, haben das Bedürfnis nach Höherem, Edlerem, das sie für Stunden über das nüchterne Alltagsleben hinweghebt. Sie fröhnen in ihren Abendstunden der Kunst, Thalien und den andern Pierinen, die über unsern Bühnen schweben. Der eine hat Säbel-, der andre R-Beine. Und so marschieren sie jeden Abend, der Anlaß zu Volks- oder Heeresversammlungen und Aufzügen giebt, als ehrenveste Degen mit Schwert und Helleparthe oder als tänzelnde Schäfer über die Bretter, an der Spitze einer Schaar von andern alten, guten Bekannten, von Bekannten, die mir zum Teil schon in der Jugendzeit so vertraut waren, in allen Trachten aller Zeiten, alle mit ihren krummen und geraden Beinen, Buckeln und Bäuchen, lächelnden und finstern oder wutschnaubenden Gesichtern — sie brachten so schön zur Erscheinung, daß die Menschheit zu jeder Zeit dieselbe war. So ist es auch bei den neuen Zeitschriften. Mit allen ihren schönen oder mißlichen, ach so bekannten Eigenschaften, nur mehr oder weniger gut von der Redaktion durchkorrigirt und zurecht gepuht, marschirt da immer der nämliche Triumph- oder Trauerzug von Mitarbeitern auf, denn sie alle bilden den eisernen Bestand unsrer Litteraturbühne. Ob sie sie alle haben, weil diese ehrenvesten Degen und tänzelnden Lyrikschäfer nach jeder Gelegenheit spähen, sich in Höherem und Edlerem bethätigen zu können, wozu ihnen die rauhe Welt so wenig Gelegenheit bietet? Ach nein, sie ergreifen alle die sinnigen oder unsinnigen Gelegenheiten, die sich jeden Monat neu bieten, um auch diesen grüngoldnen Baum des Lebens so lange mit schütteln zu helfen, als ihm Verleger und wechselnde Laune des Publikums DUNG zuführen. Man sehe sich den Zug an — auch du, auch du? Ach ja, ich kenne an euch allen das gemeinsame Gebrechen. Ihr wollt wohl Höheres und Edleres, aber alle drückt euch der Schuh an der gleichen Stelle, und deshalb seid ihr bei jedem Schuster, der den Laden aufthut, alle wieder beisammen. Aufgefordert? Ja, aufgefordert werdet ihr schon sein; aber wo soll auch so eine blutjunge Redaktion ihre Mitarbeiter finden, wenn sie sich nicht die Unterschriften aus allen andern Zeitschriften sammelt?

Geschmacklosigkeit. Unsrer Buchausstattung ist in der letzten Zeit in mancher Beziehung (in mancher, nicht in jeder!) geschmackvoller geworden als früher. Namentlich hat man auch angefangen, auf die Bücher, die neben den Schulbüchern der Kinder, dem Kalender und irgend einer Familienzeitung oft den einzigen literarischen Hausrat der Familie bilden, auf Bibel und Gesangbuch, etwas mehr Geschmack zu verwenden als früher. Der Druck der sächsischen Landesgesangbücher (sie werden bei Teubner in Leipzig gedruckt) sieht jetzt so hübsch aus, wie er bei der häßlichen Anordnung der Liederstrophen, die in unsern Gesangbüchern der leidigen Rammersparnis wegen üblich ist, nur aussehen kann, und die Leipziger

Buchbinderei hat sich auch aufgerafft, die Geschmacksverbesserung, die bei ihr in den letzten zwei Jahrzehnten stattgefunden hat, auch der Bibel und dem Gesangbuch zu gute kommen zu lassen. Namentlich die Buchbinderei von G. Frißsche in Leipzig verfertigte eine Zeit lang sehr schöne Gesangbucheinbände, die mit dem alten Schlandrian gründlich gekrochen hatten, hat es aber leider, wohl weil sie bei der großen Masse zu wenig Verständnis dafür fand, neuerdings wieder aufgegeben und das Feld andern überlassen, die den Neigungen der großen Masse mehr entgegenkommen. Wodurch aber nun leider jedes Gesangbuch, wenigstens jedes sächsische Landesgesangbuch (wie's anderwärts aussieht, wissen wir nicht) entstellt, ja geradezu verhunzt wird, das ist der große, blaue, dabei stets verwischte Stempel des ev.-luth. Landeskonsistoriums, der auf jedes Gesangbuchstitelblatt aufgedruckt wird. Das Titelblatt ist derjenige Teil eines Buches, auf dessen typographische Herstellung jeder Herausgeber, jeder Verleger, jeder Drucker die größte Liebe und Sorgfalt verwendet. In öffentlichen Bibliotheken gilt es längst als eine Barbarei, das Titelblatt der Bücher durch Stempel zu verunstalten. Die Bücher werden auf der Rückseite des Titels gestempelt, und zwar schwarz. Alle die modernen Stempelfarben, rot, blau, violett — der Kaufmann mag sie verwenden, wenn er eine Quittung abstempelt, aber ein Buch, ein schön gedrucktes Buch wird dadurch in der gräulichsten Weise verunstaltet. Und wie nachlässig sind diese Stempel aufgedruckt! Die meisten sind verschmiert und verflekt. Und welche plumpe Geschmacklosigkeit ist es, in alle Formate, gleichviel ob derbes Groß- oder zierlichstes Kleinklav, denselben großflächigen Stempel hineinzusetzen! Man muß sich ja schämen und möchte sich jedesmal entschuldigen, wenn man jemand — etwa einem Paten zur Konfirmation — ein so verunstaltetes Buch schenkt. Wenn die Gesangbücher durchaus abgestempelt werden müssen, dann schaffe man für jedes Format einen besondern Stempel an, stempele die Bücher schwarz und stempele sie vorsichtig auf der Rückseite des Titels.

Wozu aber überhaupt der garstige Stempel? Man sagt uns, zur Kontrolle der Druckerei. Verhält sich das wirklich so? Muß eine Druckerei wie die Teubnersche sich das gefallen lassen?

Zum Fremdwörterunfug Wie die Fremdwörter benutzt werden, Unklarheit zu erzeugen, einfache Dinge aufzubauschen und mit einem geheimnisvollen Glanze zu umgeben, zeigt die Reklamesprache unsrer Geschäftsleute in jeder Zeitung tausendfach. Hier ein Beispiel statt vieler. In der letzten Nummer der „Illustrierten Zeitung“ ist eine Reklame für ein „Musterinstitut“ — so steht gleich in der Überschrift! — für eine „physikalisch-diätetische Kuranstalt“ in Blasewitz bei Dresden abgedruckt. Zunächst wird es da als eine „glückliche Idee“ bezeichnet, „dort, wo einst der deutsche Dichterkönig seinen Fuß gesetzt (sic!), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt historisch geworden, eine Kuranstalt im großen Stile (!) zu errichten“; als ob Schiller Luft- und Wasserdoktor gewesen wäre oder sein Leben lang Luft- und Wasserkuren gebraucht hätte. Dann heißt es weiter: „Die ökonomische und administrative Verwaltung (sic!) liegt in den Händen des Eigentümers der Anstalt selbst, unter dessen strenger Regide ein wohlgeschultes, verlässliches Dienstpersonal steht.“ Administrative Verwaltung — das ist das neueste Seitenstück zur reitenden Kavallerie, zum dekorativen Schmuck und zum öffentlichen Publikum. Und noch schöner ist die „strenge Regide.“ Es ist nur gut, daß der Verfasser auch einmal etwas von der „Regide“ hat lauten hören, lauten, aber nicht zusammenschlagen. Er hätte auch sagen können „unter den strengen Auspizien“ — das wäre noch

schöner gewesen. Das Beste kommt aber noch. „Was die Kurmethoden betrifft, so kommen die vier physikalisch-diätetischen Heilfaktoren (!) in Anwendung: Wasser in allen Formen und Graden, manuelle (!) Massage- und Heilgymnastik als ergänzendes Element (!) für die Wasserkur, ein nicht zu unterschätzender Heilfaktor, Licht und Luft in Gestalt von Luft- und Sonnenbädern, endlich — the last, not the least (lange nicht gelesen!) eine Diät, die sich genau den zu behandelnden Krankheiten anpaßt und unter deren Formen namentlich die Regenerationsdiät eine Spezialität (!) der Anstalt ist.“ Na, wenn das nicht zieht! hat der Verfasser dieser Reklame zum Besitzer des Hospitales gesagt, als er fertig war, dann mach die Bude zu, dann zieht überhaupt nichts. In vernünftiges Deutsch übersetzt heißt das Ganze weiter nichts, als: In meiner Heilanstalt wende ich vier Mittel an: Wasser, Kneten oder Turnen, Fäulenzen und Vorsicht im Essen und Trinken. Das sind aber vier so gewöhnliche Dinge, daß kein Mensch darauf anbeißen würde. Also müßens die Fremdwörter thun.

Dahin müssen wir unser Volk bringen, daß es den Fremdwörterunfug, der auf die Unmündigen berechnet ist, durchschaut. Der eine nennt es „physiatisches Sanatorium“, der andre „physikalisch-diätetische Kuranstalt“ — Wasserdoktorei ist beides, und etwas „Massage“ könnte ihnen beiden selbst nichts schaden, aber nicht „manuelle“, sondern „pedale“, zur Belohnung für ihre schöne Fremdwörterei.



Litteratur

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie der germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von Hermann Welter, Professor an der Universität Halle. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „Die (!) deutschen Mundarten im Liede.“ Leipzig, Brockhaus, 1889.

Schade, daß das Titelblatt dieser schönen Sammlung lebendigen Sprachgutes von dem trefflichen Hallischen Ethnologen (als der sich der Herausgeber nunmehr entpuppt) durch die häßliche „papierene“ Wortfügung verunstaltet wird, die wir uns oben anzukreiden verpflichtet fühlten. Eine Empfehlung des Buches ist nicht mehr nötig. Es würde sich nicht eingebürgert haben, wenn es nicht allen und jedem in den deutschen Gauen etwas Liebes gebracht hätte. Auch die angehängte Auswahl aus der alten Dichtung tadeln wir nicht. In den Dialekten pulsiert das Zusammengehörigkeitsgefühl der Sprache am allermächtigsten. Das gilt für Zeit und für Raum; denn auch den außerdeutschen germanischen Sprachstimmen ist hier ihr Plätzchen am deutschen Herde eingeräumt.

Druckfehlerberichtigung.

In einem Teile der Auflage dieses Festes ist falsch stehen geblieben auf Seite 109, Z. 16 v. o. „von einer“ statt: von mir; S. 110, Z. 2 v. u. 5000 statt 15000; S. 112, Z. 22 v. u. „die einmal erteilen“ statt: der einmal erteilen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig